



Nr. 420 von 800 Ex.

Limited.

2300

11/1453

ROPS / DREIUNDVIERZIG BRIEFE



Digitized by the Internet Archive
in 2016

<https://archive.org/details/dreiundvierzigbr00rops>

FÉLICIEN ROPS

DREIUNDVIERZIG BRIEFE

1 · 9 · 1 · 2

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Diese Briefe stellen einen prachtvollen Menschen lebhaft vor. Auch wenn ich nicht von der ganz sekundären Bedeutung des Biographischen für die Erkenntnis des Kunstwerkes überzeugt wäre, möchte ich diese Briefe nur als Dokumente eines wundervollen Temperamentes angesehen wissen, nicht als einen Beitrag zur Kenntnis des Künstlers Rops, dessen Werk mir auch im Besten keineswegs die Bedeutung zu haben scheint, welche manche Enthusiasten ihm geben. Anregungen, die Rops von Daumier, Guys, Manet erfuhr, zeitigten manches hübsche Blatt, dem niemand eine bescheidene Bedeutung absprechen wird. Aber viel verdarb er mit einem geistreichen Symbolisieren, das uns

kalt und mechanisch anmutet. Wenn diese Blätter längst in die Vergessenheit des Kuriosen gefallen sein werden, wird die Erinnerung an den Menschen Rops bei jenen leben, die ihn kannten, und wird, was er in diesen Briefen Menschliches von sich mitteilt, sein Leben behalten. Neunzehn von diesen sechsundvierzig Briefen habe ich in einer kleinen Studie über Rops (bei Marquardt & Co. Berlin) zuerst bekannt gegeben.

F. B.

... Das machte mich lachend erwachen in den Armen der weissen und blonden Albion. Sie kommt aus Irland, aus der Tiefe der Berge von Caran-Tual, c'est ça qui est flatteur pour un homme würde Girou sagen. Sie hat in ihrem Haar den Duft der salzigen Winde der grünen Insel. Sie ist immer entweder Feuer oder Eis. Sie will, ich soll mit ihr an den See von Killarney gehen, wo sie ein Chalet gemietet hat, und sie sagt einem die unglaublichsten Sachen, als ob nichts dabei wäre und während sie sich die zweiundvierzig Knöpfe ihrer Reithandschuhe zuknöpfelt. Ich glaube, das endet noch damit, dass ich sie mit der Reitpeitsche verhaue, wenn sie sich nicht bald in die von der Académie Française und

Herrn Scribe erlaubte Prosa begibt (Dreck! würde Glatigny sagen).

II.

1872

... Seit zwei Monaten sucht mich Ihr Brief auf allen Dünen Seelands und erwischt mich endlich hier in diesem verlorenen Weiler der vlämischen Küste. Der Brief muss schon die Nase eines Jagdhundes gehabt haben, um mich in Knocke zu finden, wohin seit zwanzig Jahren kein Briefträger den Fuss gesetzt hat. — Ich freue mich aufrichtig, dass Ihnen das ‚Wallonische Begräbnis‘ gefallen hat. Und so ist Ihr gütiger Brief für mich eine wohltuende Ermunterung, wie es mir immer sehr schmeichelhaft ist, wenn mich Leute loben, deren Talent und Gesicht mir sym-

pathisch sind. Ich glaube, die wirklichen Künstler arbeiten wie die wirklichen Schriftsteller nur um Beifall und Zustimmung der paar Leute, mit denen sie sich in einer Art geistiger Gemeinschaft fühlen. Ich kann Ihnen versichern, dass in dem ‚Begräbnis‘ gar nichts chargiert ist. Eher bin ich unter der lugübren Wahrheit der Sache geblieben. Ich kann übrigens nur nach der Natur arbeiten, versuche ganz blöde und simpel das zu geben, was ich mit meinen Nerven fühle und mit meinen Augen sehe — das ist meine ganze Aesthetik, die ich zu praktizieren versuche, und ich finde das schon verflucht schwierig für mich.

Talent hab ich noch keines, bekomme es aber vielleicht mit der Kraft des Willens und der Geduld.

Etwas anderes habe ich mir noch in den Kopf gesetzt: Szenen und Typen dieses Jahrhunderts zu malen, das ich sehr merkwürdig und interessant finde; seine Frauen sind so schön wie zu irgendeiner Zeit, und die Männer sind ja immer die gleichen: die Perücke Louis XIV. macht nicht die Molièreschen Komödien. Zudem hat die Liebe brutaler Genüsse, die Geldwut und die ordinären Interessen auf die Gesichter der meisten unserer Zeitgenossen eine höchst eigentümliche Maske gelegt, auf der man den ‚Instinkt der Perversität‘, von dem Poe spricht, in Majuskeln liest. Das alles scheint mir amüsant und charakteristisch genug, dass die Künstler ehrlich versuchen sollten, die Physiognomie ihrer Zeit festzuhalten.

Sie fragen mich, wo man meine besseren

Sachen finden könne. Ich habe nun ja wahrhaftig eine Menge gezeichnet, lithographiert und radiert, aber weiss Gott, wo meine armen Blätter sind, an denen übrigens die belgischen und holländischen Verleger, die den traurigen Einfall hatten, mich zu publizieren, wenig genug verdienten. Daher auch mein Entschluss, in Paris um meine künstlerische Adoption einzukommen. Aber glauben Sie nicht, dass ich über meine geringen Erfolge jammere — mein Stolz giesst Balsam auf die Wunden meiner Eigenliebe.

Wenn Sie einmal in Brügge gelebt haben, diesem alten nordischen Venedig, das nur mehr ein herrliches Grabmal ist, wo die gotischen Paläste melancholisch auf die Wasserrosen im Hafen schauen, in dem einmal hundert Schiffe gleichzeitig vor Anker

gehen konnten, wo nun alte Weiber, kränkliche gelbe Memlingsgesichter wie Klagefrauen der grossen Vergangenheit an den verödeten Kais kauern, da werden Sie das tiefe Erstaunen begreifen, das mich erfasste, als ich mich zum erstenmal diesem höchst sonderbaren Produkt gegenüberfand, das sich ‚die Pariserin‘ nennt. Herr Prudhomme, der an einer Strassenecke auf die Hottentottenvenus im Nationalkostüm stösst, wird weniger weg sein als ich es war vor diesem unglaublichen Komposé von Seide, Nerven und Puder. Und wie ich sie liebe! Zwei, drei Blätter, die ich aus meinem Buche reisse, zeigen Ihnen, dass ich in Paris meine Zeit nicht verloren habe. Ich habe etwa hundert solcher Rosenkränze des Teufels, die ich in diesem Winter herausgeben will, und von hier nehme ich an die zwei-

hundert vlämische und holländische Studien mit. Mit der gleichen glücklichen Freude zeichne ich die grossgeschminkten Augen der Pariserin wie das gesegnete und üppige Fleisch meiner flandrischen Schwestern. Aus dieser Verbindung Spanien und Flandern, dieser Heimat von Schnee und Sonne, ist eines der schönsten Menschengeschöpfe entstanden. Rubens wusste das! Schön sind sie und einfach und gut; sie haben eine Simplizität der Bewegung von epischer Grösse; Barbey d'Aurevilly fällt einem ein: „Das Epische ist möglich in jedem Gegenstand, ob es nun die Prügeleien eines Ochsentreibers in einer Schenke sind oder ein Waschweib, das am Bachufer seine Wäsche klopft — dazu braucht der Ochsentreiber nicht Bob Roy, das Waschweib nicht Homers Nausikaa zu

sein. Man muss nur den vom Abwasser des Lebens besudelten Stein richtig zu schlagen verstehen, dass der Poesie heiliges Feuer herausspringt. Aber zu diesem Zauberschlag bedarf es der göttlichen Sicherheit des Künstlers, was man Genie nennt, oder jener Sicherheit des zweiten Grades, die die Uebung gibt und die man Talent heisst. "Kann man schon nicht das Genie haben, dann probieren wir es mit dem andern; aber wie viele Sachen muss man da zeichnen, radieren, malen, lithographieren — grosse Götter!

Auf Wiedersehen diesen Winter in Paris, wo ich meinen künstlerischen Kreuzweg beginnen will. Dass ich nicht öfters als dreimal falle!

III.

1872

Ich bin acht Tage in Akooz geblieben, habe alles porträtiert, was mir unter die Sinne kam, von den alten Eichen bis auf die jüngsten Hunde und den Gärtner. Samstag bin ich in Brüssel. Aber ich kann an diesem Samstag abend nicht ausgehen, ich bin nicht frei: es ist eine kleine Dame da, blond wie ein neuer Taler, die nach meiner Meinung über die Runde ihres Knies verlangt. Man kann solche Dinge nicht abschlagen, wenn man ein Künstler männlichen Geschlechts ist — man muss die Höflichkeit seines Geschlechts und seiner Kunst haben.

Ich traf sie in einer römischen Villa, die ich unlängst entdeckte. Ich hatte ganz kolossalisch und zu viel Romanée 1858 ge-

trunken: ich sah die Pappeln über ihren Wipfeln, die Türme über ihren Wetterhähnen. Sang mir unbekannte, reizende Sachen in einem aus den Umständen geborenen Dialekt, und kam solchermassen zu den Ruinen, in denen ich irgendeinen Archäologen oder Historiker vermutete, der da Trümmer pflückt, fand aber ein blondes und blaues Fräulein, das mich lächelnd fragte:

— Sie sind der Herr Octave, nicht wahr?

— Ich bin es, war es und werde es sein, Madame, antwortete ich unter dem Eindruck von Romanée 58. Aber für den Augenblick heisse ich Quintus Flavius und bin Centurio, römischer Offizier, damit beauftragt, blonden Fräuleins die Ceinture zu lösen.

— Ich trage niemals eine Ceinture, mein Herr!

— Genau wie ich! Vereinen wir unsere Herzen. Ach, wenn wir uns verstünden, diese Ruinen wieder zu bevölkern!

Wir verstanden uns. Sie ist eine Erzieherin en rupture de bancs, die eine Stelle sucht und aus dem dörflichen Schloss stammt. Ich sah ihr rundes Knie, wie es im Lied heisst, und werde es in Brüssel wiedersehen. Sie ist hübsch wie ein Fragonard und hat Grübchen auch auf dem Rücken. Achtzehn Jahre! Was will man mehr von den Göttern!

IV.

1872

Verbrachte den ganzen gestrigen Tag mit ihr und bin von Blondheit ganz trunken. Es kommt mir vor, als küsste ich alle Frühlinge. O der Tag voll Sonne und wie war sie ganz ertränkt in ihrem Haar! Ich machte

eine hübsche Skizze davon, für meine alten Tage.

V.

1872

Es ist nicht gut leben in Brüssel, was eine kalte, egoistische Stadt ist, ohne Flamme. Ich leugne, dass das Leben in Paris teurer ist als in Brüssel. Im Gegenteil! Es gibt hier „schöne Erzieherinnen“, aber wir leben nicht mit schönen Erzieherinnen. Im September bin ich in Paris.

VI.

1872

Impressionen aus einer wallonischen Schenke:

1. Eine Katze; philosophisches Tier, scheint mir den denkenden Teil des Hauses zu re-

präsentieren. Zweifelt daran, dass ich sie den Menschen vorziehe, dass ich um ihren Wert und ihre moralische Superiorität weis; und fragt mich mit ihrem runden Auge: „worüber machst du dich lustig?“

2. Eine bizarre eingerahmte Sache. Farbigkeit, die an die Marquesasinseln erinnert. Es ist gestickt und stellt dar: ein Fräulein, das einer Dame ein paar rote Pantoffeln mit gelben Monatsrosen überreicht. Die Dame streckt die Arme nach den Pantoffeln aus, mit einer Emotion, deren Wiedergabe dem Autor wohl gelungen ist. Die Szene hat ihre dramatische Pointe in einer monströsen Katze, viel grösser und hübscher als die Dame; und diese Katze betrachtet die Familienszene mit Augen aus roten Perlen, Augen, die unsern alten Baudelaire zu Freudentränen gerührt

hätten. Und darunter: Aus Freundschaft.
Etwas tiefer: gemacht von mir: Céline Gau-
guin 1818.

3. Ein Porträt von Luise Marie, Königin
der Belgier, lithographiert von Bourguet.
Kleines, rührendes Bildnis, sentimental bis
dorthin in der altmodischen Toilette. Gute
kleine honette Frau, die sich schon was ge-
ödet haben muss bei dem alten Koburger.
Man muss an den Hof Louis Philipp's in
Neuilly denken, wo Musset auf dem Barren
turnte, mit ihr und der kleinen Prinzessin
Marie, die egal Jeanne d'Arcs modellierte.

4. Die Tochter des Hauses. Hohe und üp-
pige Hüften. Lächelnde stolze Augen, die
Brust am rechten Ort, und muss sich nicht
übel machen im Korn, wenn die Julisonne
brennt und man an seine Geliebte mit dem
rosafarbenen Näschen denkt. Sie serviert

mir eine Halbe Wein und hat die Geste gross wie in der Bibel.

VII.

Am 30. April 1752

Mein Herr und werter Freund,
ich werde den ganzen Nachmittag in meinem Atelier sein. Wollen sie mich da aufsuchen, wenn es zufällig die liebenswürdige Corinna, deren Untertan Sie sind, erlaubt. Wir werden einen neuen Likör très à la mode trinken und den vor dem Diner zu nehmen guter Ton zu werden beginnt. Er heisst Kaffee. Herr Brouet hat viel Gutes von ihm als Digestiv und Expectorans gesagt. Gestatten Sie, mein Herr und Freund, mich ergebenst zu unterzeichnen.

Felicien Rops,
Maler der Regentin der Niederlande.

VIII.

Mein lieber Freund,
ich bin gegen Mittag bey Euch. Wollet mich
des selb Tages erwarten. Ich will Euch er-
zählen gar lustige Bossen und Devisen saf-
tiger Art, ein gantz Fuder Kerls vor Lachen
bersten zu machen.

Mög Euer Herr Euch wohlwollen.

Euer Genoss, Bildschneider
im Haus der Katz die sich kratzet.

IX.

1874

Paris bleibt das Schlaraffenland. Man ver-
dient hier viel Geld, wenn man lanciert
ist. Ich habe mich nicht zu beklagen, aber
ich muss die hübsche Situation menagie-
ren und keine Dummheiten machen. Eine
solche Dummheit wäre es, regelmässig für

irgendein illustriertes Journal zu zeichnen. Man versinkt da gleich bis in den Hals, gibt nur den kleinen Finger und der Rest folgt nach. Ich kenne das. Und dann wozu? Die Vie Parisienne lebt von ihrer Provinzreputation und gibt sich nicht einmal die Mühe, ihre kleinen Geschichten zu ändern, die noch genau so sind wie vor dem Kaiserreich, wo doch eine ganz andere Welt jetzt ist! . . . Was man in Brüssel macht, das zählt nicht. Kein Mensch kennt hier Baron, kaum Verwée, Dubois — wer ist das? Alle Welt hier kennt Manet und die andern. Das ist der grosse Vorteil von Paris. Darum will ich dableiben . . . Wen ich treffe? Einen italienischen Salat von Menschen. Ich diniere und dejeuniere oft im CaféLarochefoucauld, wo ich Dupray treffe, und Degas, Gervex, Jourdain, Cormon,

Duez und einen Haufen Junge. Manchmal im Café Guerbois, Boulevard de Clichy. Da ist Manet, Salmson, Louis Verwée, Richter, Hepp, Babou usw. Ich besuche Hugo und die belgische Gesandtschaft. Die Gicht plagt mich.

X.

1874

Ich habe ein grosses Blatt für die Vie Parisienne gemacht. ‚Zwei Tage in Monaco.‘ Unglücklicherweise hat Robida, der es auf den Stein bringen musste, die Hälfte von sich hineingebracht und den ganzen Charakter genommen. Was für eine intelligente Büffelherde, diese Zeitungsjournalisten! Zum Tollwerden. Glücklicherweise habe ich nicht erlaubt, dass man meinen Namen darunter setzt. Die Frau rechts

unten in der Zeichnung, die ihren Gatten zum letzten Zug begleitet, die mit einem weissen Fächer, das ist sie, mein Freund, Sie, SIE! oder sollte es vielmehr sein und war es, bevor der Robida aus dem Ganzen einen schlechten Ropsida gemacht hat. SIE ist wirklich herrlich, kaum schön, aber herrlich! Gross wie ich, brandrot, wöllüchtig, kühn, — zu reich, was mich teuer kostet — dreissig Jahre! Ich, der ich die jungen Mädchen anbetete, es ist unerhört! Ich bin ganz verrückt. Sie hat eine Art, nach der Villa bella zu kommen, die von einer anbetungswürdigen Unvorsichtigkeit ist! Sie kommt mit ihrer Tochter — elf Jahre und zu schön, zu sehr idealisch. Ich sehe sie von weitem kommen, im scharfen Trab ihrer beiden Fuchse; der Wagen hält mit einem Ruck in dem weissen Staub,

das Gitter ist schon offen, ich hinter dem Vorhang. Ein mächtiges Frou-Frou auf der Treppe. Ein Duft von Veilchen, sie ist da, küsst mich und weg ist sie! Der Wagen verschwindet wie Aschenbrödels goldene Karosse. Ach, diese Frau! Eine rotblonde Madame Stevens, aber mehr Kind, mehr Eigensinn, und jünger, heftiger, ein Teufelsweib! Sie gleicht nichts als sich selber, und das ist das Entzückende. Ich habe unter den blauen Augen der keuschen Diana, Lächeln auf den Lippen und Violettes de Parme im Knopfloch, ein Dach überschritten, ein 75° geneigtes Dach, 23 Meter über dem Niveau des Mittelländischen, ein Dach ohne Dachrinnen!!! — Ohne Dachrinnen, verstehst du? Das sieht aus wie nichts: ohne Dachrinnen, aber bitte probieren! Welches Dach mich

von einer schönen Dame trennte, der ich einfach den heiligen Berg küssen musste — ‚Grande Venus, ton mont sacré‘ —. Sie sagte mir unlängst, dass die grands amoureux tot seien, dass heutzutage die Männer Angst haben, Schaden zu nehmen, wenn sie irgendwo eindringen, und dass, wagte es ein Verliebter, um 11 Uhr nachts in ihr Zimmer zu kommen, sie ihm sie zu küssen erlaubte, wo er nur will.

Ainsi cela fut fuit!

Et il le fit ainsi —

Schade, sie ist ein bisschen zu sehr verheiratet.

XI.

(1874)

Diese Frau hat einen Charme, unwiderstehbar und triumphierend! Ich habe Angst

vor diesem Verhältnis. Die kleine Auré muss mich aus diesen unsinnigen und gefährlichen Trunkenheiten retten! Wenn sie nicht von hier fortgeht, gehe ich. Ich habe Angst, denn sie übersiedelt nach Paris. Die Sache hat ganz verrückte Dimensionen bekommen. Sie schläft mit meinen Veilchen, meinen Stiften, meinem Album. Sie hatte ein hübsches Wort: ‚Vor dir hat mein Herz gesprochen, aber es hat nie gesungen‘. Was für ein Unterschied gegen die Prinzessin Stella! Diese grosse Dedaig-neuse, verliebt bloss zu ihren Stunden und so kalt schön. Aber man darf seine Erinnerungen nicht anulken, und die Olivenbäume vom Kap Martin erinnern mich an Schönes.

Ich gehe von hier nach Paris. Die kleine Auré wird mich in ihre schönen Arme neh-

men. Ihre frischen Kleinmädchenlippen werden diese Mittagsträume von allzuviel heisser Sonne verscheuchen. Sie schreibt mir jeden Tag, die teure Abwesende, jeden Morgen kommen ihre lieben, kleinen, süssen Briefe. Ich bin ihrer nicht wert, wahrhaftig. Wir sind alle Tollhäusler, Künstler, Dichter und Idioten, die wir sind. Das sag ich so, aber wenn ich morgen den Trab der Fuchsen höre, so trabt mein Herz mit. Sie heisst Marie, das ist — der schönste Name der Welt! Natürlich!

XII.

1875

Blankenberghe, blond und entzückend wie immer, voller Frauen. Sah die Fräuleins Renoz und den Busen von Madame André, der sich zur Erde neigt wie die Nase

des Vaters Aubry, die zum Grabe will. Ich male und schaue keine Weiber mehr an. Ich habe wie die Natchezindianer die skalpierten Cheveluren vor meine Zelttüre gehängt und rauche die Friedenspfeife.

XIII.

1876

Italien ist ein Land, das man sehen und an dem man sein Wohlgefallen haben, in dem man sich aber hüten soll, Inspirationen zu suchen. Sind sie retrospektiver Art, so sind sie gefährlich, sind sie aus dem aktuellen Italien, so sind sie banal und haben nicht diesen Akzent, den London und Paris so erschreckend und günstig für die psychologische Kunst haben, die einzig wahre moderne Kunst. Die heutige italienische Kunst leistet nichts. Alle hängen sie an

den Schössen Fortunys, eines Spaniers. — Die Bauten auf Korsika, ja, aber das ist nicht modern, das ist aus andern Jahrhunderten. Italien ist ein Land, in dem man sich des Klimas erfreuen soll, der plastischen Schönheit der Mädchen und der vergangenen grossen Künste.

XIV.

1877

Paris, das ist doch die beste Stadt der Welt, darin zu leben und zu sterben. Seit dem Kriege stand da eine ganze junge Generation von Künstlern und Dichtern auf. Leute, die während der Belagerung fünfzehn alt waren, und den Teufel und die Teufelin im Leib haben. Das alles ist lustig, amüsan, voll Bewegung, und die Frauen sind hier hübscher als je. Paris packt mich

und mein Auge verfolgt verliebt die schwarzen Näschen der kleinen Schuhe unter den Wolken der Jupons, was man nur hier sieht. . . Man lebt hier vielleicht zu viel mit dem Kopf, aber anderswo zu viel mit Bauch und Unterleib.

XV.

1877

Ich weiss nicht, wohin meine Kunst geht, ob ich im vieux oder im nouveau jeu, ob ich modern bin oder nicht. Ich weiss nur das eine, dass ich nach bestem Können ehrliche Arbeit mache. Dieses Gefühl treibt mich noch zu enden wie ein Gotiker. Und ich lasse es geschehen. . . Die Vierziger haben mir nichts genommen, weder meinen Enthusiasmus, noch meinen Glauben an alle die schönen Dinge. Ob meine

Zeichnung gut oder schlecht ist, weiss ich nicht. Ich mache sie in aller Ehrlichkeit, das ist alles. Ich arbeite wie ein Benediktiner.

XVI.

1878

Was Wunderbares, der Grand Prix: eine der schönsten Sachen, die man sehen kann! Seit langem habe ich nicht so viele junge, im ersten Frühling auferblühte Frauen gesehen. Die Teerosen wurden plump wie Pfingstrosen neben der Weisse dieser Häute und dem Glanz dieses Haares. Es gab da Mädchen aus Sidney, die in ihrem Auge noch die Wildheit ihrer deportierten Väter bewahrt hatten. Es gab da ein Rudel kleiner mexikanischer Halbgazellen, Miustitis, schotternd unter diesem blauen Him-

mel, mit Satinaugen und samtbeschatteten Lippen, die Globender Brüste goldig wie die der indischen Göttinnen, Brüste, die den Musselin sprengen wollten und von selber zum wartenden Mund kommen. Man hatte, wenn man sie ansah, den Eindruck einer mystischen Vision, die einem Heimweh nach einer nie gesehenen Hazienda macht.

XVII.

1878

Das Sujet der ‚Versuchung‘ — daran ist ja nichts. Der gute heilige Antonius wirft sich, von seiner geilen Vision verfolgt, auf seinen Betstuhl, aber Satan, ein Kerl wie ein roter Mönch, spielt ihm einen Streich, er nimmt ihm den Christus vom Kreuz und ersetzt ihn mit einem hübschen Kind, wie es Teufel, die etwas auf sich halten,

immer bei der Hand haben. Das Ganze ist nur ein Vorwand dafür, ein hübsches Mädchen nach dem Leben zu malen, die zum erstenmal und nach viel Bitten ihrem alten Fely Modell stehen wollte, wie die Prinzessin Borghese dem Canova. Ich habe nur die Haarfarbe geändert. . . Ich bitte dich nur, rede den Leuten die Idee aus, als ob ich damit was gegen die Religion oder was Erotisches wollte. Goya lässt den Lucifer das Sakrament entführen, er ist nicht antireligiöser als ich. . .

XVIII.

1879

Daumier ist tot, armer, teurer, grosser Künstler! Ich will ihm ein letztes Adieu sagen in Valmondois. Die hübschen Winkel und die hübschen Apfelbäume, so oft

von Daubigny gemalt! Alle waren sie wahre Künstler und wahre Herzen, die da unten lebten, den geliebten Fluss lang, der den ganzen Sommer durch die weissen Malerschirme der Schule der Oise reflektierte.

XIX.

1879

Was sind die Maler doch für Viecher! Ich habe immer einen Schrecken vor ihnen gehabt, die zusammen mit den Musikern und Schauspielern die dümmste Rasse der Welt konstituieren. Diese Maler hausen in der Bretagne und sehen nichts mit ihren weissen Augen. — Ich durchstriefte zweihundert Meilen skandinavische Küste; ich sass unter den Zelten der Lofoten, wo die Frauen blickten, als träumten sie einen Traum weiter, den sie auf einem andern Planeten begon-

nen haben, ich ass Rentierfleisch mit den Lappen und trank Birkenschnaps mit Eskimos, die ihre schneeblienden Augen schwarz bemalen. Aber, bei Unserer lieben Frau von Roscoff, ich sah nie etwas Merkwürdigeres als den Niederbretonen der Küste! Nach dem zehnten Topf Zider klettert er auf seinen Gaul, der aussieht wie eine Kreuzung aus einem keltischen Pudel und einer Eselin, den Stechapfelbusch als Peitsche unter der Achsel und die Legende vom heiligen Yves gröhend — das ist eine Silhouette, die man sehen und immer wieder ansehen muss, trifft man sie auf dem Wege...

XX.

1879

Ich habe zwei wilde Sachen gemacht, die eine wirst du in Brüssel sehen. Manet sagte

darüber zu Godart, die Studie sei ‚de toute première force‘ und von Manet freut einen so etwas, denn der flattert nicht. — In Paris — coups de Paris! — hatte ich Gelegenheit, die schwarzen, rotgeblühten Seidenstrümpfe eines schönen Mädchens zu sehen, deren Geliebter in Monaco ist. Ich habe sie nackt gemalt wie eine Göttin, zog lange schwarze Handschuhe über diese schönen schmalen Hände, die ich seit drei Jahren küsse, coiffierte sie mit einem dieser grossen Gainsboroughs in schwarzem goldgeschmückten Samt, die den Mädchen neuerer Zeit diese träge Würde der Frauen aus dem siebenzehnten Jahrhundert geben — und meine ‚Pornokratie‘ war fertig. Ich bin ganz weg von dieser Zeichnung. Sie hat fast die gleichen Dimensionen wie die ‚Versuchung‘, und ich machte sie in vier Tagen in

einem überhitzten Salon, blauer Satin, voller Parfüms, wo mir das Oppoponax und das Zyklopen ein für die Arbeit heilsames kleines Fieber gaben. Ob das jemand kauft? Aber das ist egal. Ich bin glücklich, dass dir die ‚Versuchung‘ gefällt. Ich glaube, es ist eine gute Zeichnung, und ich versichre dir, ich hatte keine andere Ambition damit, als meinen Enkeln ein Souvenir von den strahlenden schönen Augen meiner kleinen Lebensgefährtin zu hinterlassen, der teuren Kleinen, die meine Geliebteste war und bleiben wird.

P. S. Bemerke, dass ich Oppoponax und nicht wie alle guten Leute Opoponax schreibe, Oppopenax Pastinaca — Umbelliferen! Die Botanik ist doch zu etwas gut. Dieser Wohlgeruch aus einer — Dolde! Wenn die Dichter das wüssten!

Ich freue mich wirklich, dass dir meine Malerei gefällt. Ich arbeite immer für ein paar Freunde und einige Künstler. Seit ich diese Zeichnungen hergezeigt habe, bekomme ich viel Besuch und — höchst komisch und schmeichelhaft — die Maler geben mir Bildaufträge! Munkaczy, Zichy, Degas, de Neuville haben mir allererste Avancen gemacht. Ich fühle, wie ich zu dieser Kunst komme, die der Ausdruck unseres heutigen Lebens ist. Und ich bin zufrieden. Wie ich dir einmal sagte, in der Kunst füllt jeder seinen Platz, ersetzt keiner den andern, wie immer auch der Grad seines Wertes sei. Ich suche nur eines: nicht an das denken, was die andern machen oder gemacht haben; das schadet und bringt

vom eigenen ab. Man fragt mich, ob ich in Pastell oder in Oel arbeite — was mir daran liegt! Ich arbeite, worin es mir passt, und morgen in Oel, wenn es mich reizt und ich mehr darin finde. Ich habe übrigens Oelstudien gemacht, um das Modell nicht zu ermüden. Du hast völlig recht: es ist das beinahe Akademie, aber ich sehe auf diese Art. Ich kann unter diese Maschinen ‚Ich hab’s gesehen‘ schreiben, ‚gesehen in einem Restaurant der Champs-Élysées‘. Ich kenne fast alle meine Weiber und liess sie mir in den Toiletten stehen, um der Wahrheit näher zu kommen. Du weisst, ich bin ganz veressen auf das moderne Leben und glaube, dass, will man es malen, man es dort aufsuchen muss, wo es sich in stärkster Intensität zeigt, in London oder in Paris, und man muss mit dem englischen Leben auf

dem laufenden bleiben, um London zu verstehen. Deshalb haben diese Schinken von Hermans den Pariser nicht im geringsten aufgeregt, obgleich sie voller wirklicher Qualitäten sind. Diese Frauen gehören keinem Lande an und waren angezogen wie Bourgeoisweiber, die sich wie Kokotten kleiden. Und das war kalt hingelegt und komplizierte sich mit einer veralteten Allegorie. Aber wie soll auch ein ganz unleidenschaftlicher Hermans die Leidenschaft malen?

XXII.

1879

Hier lieber Freund, noch einige Ropsodien, in Porträten. Oben das ist Borros, ein Zigeuner von Szeged; darunter der alte Buké, der Rivale von Racz Palh, der beste Zigeunermusiker Ungarns; dann Szabady,

den Massenet orchestriert hat. Mitten drin Zorek Mizoly, ein fabelhafter „Tschinbalumist.“ Wir dürften Cousins sein, denn wir ähneln uns sehr. Er ist einfach der ideale Rops! Uebrigens aus Sambov, und mein Urgrossvater kommt aus Baiska, was eine Provinz ist, zu der Sambov gehört. Du kannst dir nicht denken, wie und wie zum erstenmal im Leben ich mich da unten zu Hause gefühlt habe! Der Ahne Boleslaw stand auf.

XXIII.

Die ‚Pornokratie‘, Verehrter, kostet 500 Francs. Sie kostet mich, unter uns, nicht weniger. Ich verwende keine gewöhnlichen Modelle und die bizarren Kreaturen, die wie die mysteriöse Isis so gut sind, ihre Prinzessinnenroben in meinem Atelier aus-

zuziehen, geben mehr auf Behandlung als auf Geld, und nichts ist so teuer wie Behandlung! Führte ich ein Hauptbuch über meine Arbeiten, so schriebe ich etwa so hinein:

15. März: Kopfstudie von Fräulein Rose Partout, Privatiere, minorenn, emanzipiert, und leiht mir ihre Schönheit gütigst für drei Tage, Souper bei Brébant	46 fr 60
17. März: Die lumbaren Muskeln der Genannten angedeutet	00 fr 00
Der Genannten eine Loge zur Première des Bas de laine im Palais-Royal	28 fr
Eis, Kuchen, glacierte Orangen, Fussbank, Zeitung, geliehener Operngucker	11 fr 50
Erlittener Stoss meines Ansehens, indem ich mich den erstaunten	

Augen der M^{mes} Z. und D. in einer Loge mit einer jungen Dame zeigte, die Zuluhüte trägt und in drei Stunden 60 Viertelglacierte Orangen isst 00 fr 00
 Bewunderung und Neid von Gaston Bérardi erregt 00 fr 00
 Wagen zur Heimfahrt 5 fr 00
 Und so weiter bis zur Vollendung der ‚Pornokratie‘.

XXIV.

1880

Ich machte eine ganz tolle Reise von Paris nach der rumänischen Grenze durch Ungarn, von Belgrad nach Wien. War in Belgio. Die Schweiz ist eine groteske Gegend. Die Venetianierinnen sind wüst. Aber die Ungarinnen solltest du sehen! Fünfzigjäh-

rige Weiber haben Brüste wie aus Bronze!
Venedig ist ja herrlich, aber erst die ungarische Pussta! Ich habe da drunten 160 Meilen zu Pferd gemacht. — Ich will jetzt nicht mehr an Spanien denken, und dieses verteufelte Land kostet mich meine Nächte! Was für ein Land! Der Mensch, das Tier, der Boden wie aus demselben Block, von derselben Tonalität, derselben Materie, ein Ganzes. Die Huerta zwischen Avila und Madrid hat mehr düstere Grösse als sämtliche Via malas, und deren gibt es da auch. Nur haben sie nicht dieses scheussliche Blau, das in der Schweiz die chlorotischen Engländerinnen so viele Aquarelle verbrechen lässt. Sie sind pechfarben und man weiss, dass die Hexen, bevor sie zum Sabbat reiten, darin ihre intime Toilette verrichten. Diese Seen müssen so sein, um die grossen

apokalyptischen Landschaften zu reflektieren, aus denen einst die heilige Therese sprang wie der Funke aus dem Kiesel, und die nie anders befruchtet zu werden scheint, als von dem Unkrautsämann des katholischen Glaubens. Was ein herrliches Land! Und ich versichere dir, die Frauen haben gar nicht dieses Air von ,avez-vous vu dans Barcelone . . .', aber schon gar nicht!

XXV.

1880

Jetzt kommt die schöne Herbstsonne; die Pappelblätter wie neue Taler und die Wälder erröten wie kleine Kusinen. Man spürt im Schäfchenhimmel die herbe Berauschtigkeit des Herbstes. Wir wollen Sonnette machen, welche den Abzug der Schwalben aufhalten werden. Das ist die Zeit, wo meine

Muse niederkommt. Sie geht zehn Monate schwanger wie das Rhinoceros.

Ich geh erst im Frühjahr nach Sizilien und bis nach Tunis; dort scheint es sehr schön zu sein und man spießt dort jeden Sonntag auf den Pfahl. Ich habe bis jetzt nur Froschschenkel pfählen sehen. Das genügt den Grausamkeiten meines Mannesalters nicht mehr. Ferner scheint es auch, dass sich dort die Damen den Nabel mit interessanten Arabesken tätowieren, womit sie die Aufmerksamkeit des Neugierigen und des Archäologen erregen. Man darf eine solche Bildungsgelegenheit nicht versäumen. Παρθαίς ανερ Αθηναιος ist immer mit mir und er malt das Werk Gottes in fettestem Farbenauftrag.

XXVI.

· 1882

Aus Umständen, selbstgeschaffenen, aus Instinkten, Neigungen, Leidenschaften, gewissen Verrücktheiten . . habe ich in der Kunst nicht das gegeben, das ich geben wollte . . . All dieser Wahnsinn, alle diese oft passablen, oft schlechten Maschinen, die manchmal auch Verve und ein bisschen den Teufel im Leib haben, alles das, was man mein Werk zu nennen beliebt, war für mich nur Zerstreung, hinkende Kinder der Muse.

XXVII.

1884

Gestern um Mitternacht war ich noch im Boot mit einem grossen blonden, bleichen und erregten Mädchen. Der Kahn, den meine geübte Hand trieb, glitt leise unter

den hohen bebenden Pappeln hin zwischen den beiden kleinen Inseln, Suresnes gegenüber. Hörner bliesen den Aufbruch zur Jagd im Wald von Sèvres . . . Der Mond über alledem, die Ruder im Silber — braucht man mehr, sich glücklich zu glauben und es zu sein?

XXVIII.

1884

Fontainebleau ist immer noch das alte. Der Feenteich ist noch immer da, und die drei Eichen heissen Corot, Rousseau, Troyon; Mutter Antony ist immer noch in Marlotte. Sechs Malergenerationen hat sie erlebt. Sie nahm fast nichts und gab viel. Sie lässt immer noch denselben Schweiss in dieselbe Eierspeise fallen und verarbeitet immer noch gewissenhaft die gleiche Anzahl Haare

in ihr Fricandau, die „Fristouillade“, nach der Rousseau die fünf Meilen machte, die Marlotte von Barbizon trennen. Und der Wein ist noch immer der vortreffliche, der sich „le Chênée“ nennt, und wenn Mutter Antony sagte: „das ist ein Chênée“, würde Chênée selber kein Wort sagen und die Nase ins Glas stecken.

XXIX.

1885

Ja, richtig: das letzte Diner der Bons Cosaques — wir verlieren Edouard Rod, der nach Genf die Literatur professieren geht. Bourget und Becque haben gespeecht. Becque redete über die ‚Unveränderlichkeit der Pariser Tätowierung‘ — eine grandiose Rede, in der sich der Mont Blanc und der Mont de Venus über den jungen Professor

aussprachen; sollte man drucken für die Leser von 1920. Caracha! Paris! Wie man sich da verbraucht! Aber was für ein glänzender, prachtvoller Verbrauch! . . . Ich vergass, dir von Cariès zu erzählen. Er kam an einer Hundeausstellung vorbei und hatte gerade eine „Büste“ bestellt bekommen, kauft sich also für 800 Francs einen Kamtschatkahund, den er Tobolsk nennt. Rollinat hat ihm nämlich gesagt, dass man das Viech Tobolks nennen müsse. Nie war ein Bildhauer mehr von einem Hunde in Not! Das Beest frisst alles, die Enten, die anderen Hunde, die Büsten, die Beine von Fräulein Minette aus dem Beisel Truie qui File, und ein bisschen Cariès. Der hat nun für seinen Hund ein Landhaus in Louveciennes gemietet. —

XXX.

1885

Schöne Mädchen in einer grossen Landschaft, ja, das ist etwas sehr Feines. Mein alter Kollege Rubens wusste das, wenn er seine Rudel grosser starkbrüstiger Weiber unter die Buchen stellte. Eine meiner Kümernisse, Lieber, ist die Polizei. An keinem Ort dieses gelobten Frankreich darf man schöne nackte Beine vor einen Bach stellen und sie zu ihrem grössten Lobe malen. Aber ich habe mir's in den Kopf gesetzt und so, vom Hasse geleitet, der mir gegen alles Gesetz und gegen alle Hämorrhoidarier eingeboren, Winkel gefunden, wo die immer vor Schlangen ängstlichen Feldgendarmen sich nicht hintrauen, und da male ich im schönsten Lichte unter den Weiden, und die zu pflücken, sie keine Lust haben. Galateen, die

den honetten Virgil erröten machten. Fugit
ad Salizette!

XXXI.

1886

Hier, lieber Freund, bin ich an den blumigen, von der Seine bespülten Ufern, wo die alte prude Madame Deshoulières ihre Schafe anödete, indem sie ihnen ihre ‚Flüchtigen Poesien‘ vorlas. Ich bin hergekommen, um die Weinlese zu überwachen und zuzuschauen, wie die Winzer die Winzerinnen in den grossen Sitzmuskel kneifen. „Das gibt unserm Wein das Bukett“, sagt unser Bürgermeister, der ein grosser Mädchenreiter und Flaschenleerer dazu ist, wie es sich für einen tüchtigen Herrn aus dem Lande Gâtinais auch gehört. Der Wein ist geraten. Die Körbe lasten schwer auf den

Schultern der Mädchen, die ganz süperb ihre Brüste vorspringen lassen, und das Weiss der Häubchen singt in den Weinbergen unter einem Himmel von herbstlicher, gütiger Bläue. Der hübsche frische Ton der nackten Knie, welche die Winzerinnen ohne Scham zeigen und die die Strümpfe mit Blau zerfetzen. Das gibt dir ein derb-lustiges gallisches Schauspiel, das dir die Augen illuminiert und einem das Kleinhirn wohlig streichelt, wenn man aus der dunkelichigen Bretagne kommt mit ihren Kreuzwegen, die den Tod beschwören.

XXXII.

1886

... Das absolut Wahre machen, wahr werden lassen, das ist eine Albernheit und ein Unnütz. Candide ist ebenso wahr, und wahr-

tersogar, als eine photographierte Szene von Henri Monnier. Seine Natur walten lassen und produzieren wie der Zwetschenbaum Zwetschen, das ist das wahre. Ich bin überzeugt, dass das, was du nach zehn Jahren gemacht hast, „stärker“ ist als das, was du vorher gemacht hast, ich bin aber auch überzeugt, dass es Charme verloren hat, eine Qualität, die du besitzt. Wenn ich seit zehn Jahren nicht produziert und immer gearbeitet hätte, würde ich gute, stärkere Sachen machen, aber ich wäre dann nicht durch die zwei-, dreihundert Zeichnungen gegangen, die ich seit 1875 gemacht habe, und das ist das Wahre! Du hast die bedauerlichste und dümmste Fassung zu arbeiten, die's gibt, und sie führt dich zu einem ewigen Bequatschen und Behocken deines Werkes. Wenn man das konstipierte Werk Flauberts

liest — die in der Jugend geschriebene Madame Bovary und die Tentation ausgenommen — so fühlt man die Ohnmacht und den sterilen Eigensinn. Welche Kleinheit neben der schönen Fülle Balzacs! Ich weiss, was Flaubert wollte, aber das existiert nicht. Salambo, das ist er, und in seinen Briefen verachtet er dieses „leichtgemachte Buch“! . . . Es ist eine Manie, zu glauben, dass die erarbeiteten Sachen die besten sind. Das ist ein Irrtum. Die schönsten Kunstwerke der Welt wurden in der Schnelligkeit — geraubt, im Fluge der Inspiration. Und es leben die Fehler! Die „Fehler“ in der Kunst, das ist das Leben, das ist die Vibration, das ist, sich ohne ernüchternde Retusche und Korrektur geben.

1886

Die Künste haben wie die Religionen Leben durch unausgesetzte Avatare. Die man die Jungen nennt, sind, glaube ich, die Erfahreneren, denn sie sind in Wahrheit die Aeltesten, aus dem einfachen Grunde, weil die, welche im Jahre 1886 schufen, älter in der Geschichte sind als jene, die dasselbe im Jahr 1840 machten. Diesergewisse Hass der Alten, die sich nicht ändern und folgen können, das dünkt mich der Anfang der letzten Weisheit zu sein und ihr Verschwinden eine Wohltat.

XXXIII.

1887

Buffalo — Ufer des Eriesees — allein mit den Wellen, unter dem Auge Gottes.

Was? Nicht einmal mehr blue fishes kann man im Eriesee fischen, ohne von seinen Freunden derangiert zu werden? Aber ich bin nicht mehr Radierer, mein Lieber, sondern Tätowierer an den Ufern des Eriesees, die schon von Châteaubriand angeödet worden sind. Ich bewohne eine Kabane aus Satinholz (*Wellingtonia Gigantea Conif.*) und darüber steht in roten Lettern das Folgende, mit Zeichnungen geschmückt, die selbst die Vereinigung der XX erleichen liessen.

Look! Look! Look!

Felicien Rops

Belgian Academy and French Institute
Scholar and Pupil of the celebrated Artist

Emile Wauters

Tatouinger!

Emblemes - Devices - Poems - Pictures - De-
signs Drawings etc. etc. etc.
in Tree Colours
Red — Blue — Yellow!
Instantaneously!!!!

Voila!

Ich traf in Syrakus — im neuen natürlich
— den letzten Jowaindianer. Er ist Swe-
denborgischer Priester in Neu-Jerusalem,
trägt einen Complet vom Bon Marché und
einen blauen Zwicker. Einen schlechtge-
malten Bison auf der linken Backe. Ermacht
den Bischof in Saratoga und ist in die Sa-
rah Bernhardt verliebt.

Der schlechtgemalte Bison suggerierte mir
die Idee, nach den Formeln der Impressio-
nisten zu tätowieren.

Ich habe meinen Weg gefunden! Ich be-
kehrte mich zum Swedenborgianismus und

in einem vertraulichen Moment autorisierte mich bischöfliche Gnaden, den Nabel seiner Frau mit den Porträts von François Coppée und General Boulanger zu schmücken, seinen vorzüglichen grossen Männern. M^{me} die Bischöfin hofft zur Ausstellung 1889 nach Paris zu kommen. Dieser Prälatin mangelt die Tenue durchaus.

Siehst du, mein Lieber, das hat man davon, wenn man zu jung auf Reisen geht — nichts als Unannehmlichkeiten.

Ich habe Frontispice gemacht, ich mache Culispice (sagen wir auch Culisprpice . . . für Damen) — und der ‚Jeune Belgique‘ schicke ich eine schöne Tätowierung.

Félicien Rops,
Tätowierer S. Hochwürden Bischof des
Neuen Jerusalem in Chatanoga City.

XXXIV.

Buffalo 1887

Ich machte eine phantomatische Reise, begleitet von einem indisch-spanischen Metstizen, der trotzdem Verleger war, und der durchaus mit mir ein Buch, betitelt Strange America, machen wollte. Dieser Verleger war lange Bandit im Felsengebirge gewesen, „mobiler“ Bankier im Westen, Fabrikant falscher Dollarscheine als guter Holzschneider, der er einmal in Boston war, Fabrikant auch von Wahlen, was mehr eintrug, und dann auch noch Deputierter von Toronto, und blieb bei alledem der beste Mensch der Welt. . . Ich fahre im Augenblick auf dem Schiffe The Mammouth nach dem Obern See, 300 Meilen von hier. Und bin schon 200 Meilen weit von Neuyork. Wie ist die Erde klein! Bei der lebenswürdigen

Gesellschaft, in der ich mich befinde, hoffe ich sicher, dass wir das Schiff plündern und den Kapitän verspeisen werden.

XXXV.

1890

... Die Natur gibt mir ein vollkommenes Modell. Die Göttinnen, das waren zu- und nebeneinandergestellte Teileschöner Frauen: es gibt weder eine Venus, noch eine Viktoria. Das ist ein Artikel, den der liebe Gott nicht führt. Das Genie des grossen Künstlers allein kann das auf die Beine stellen.

XXXVI.

1892

. . . Die Liebe der Frauen hält wie die Büchse der Pandora alle Schmerzen des Lebens, aber sie sind eingehüllt in goldene

Blätter und sind so voller Farben und Düfte, dass man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Die Düfte halten das Alter fern und bewahren noch in ihrem letzten auch die eingeborene Kraft. Jedes Glück macht sich bezahlt, und ich sterbe ein bisschen an diesen süßen und feinen Düften, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zittern macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehen. Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe alles für die benedeiten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, nun wie dieser dahin und verschwunden . . .

XXXVII.

1893

An Jan Vandryendonck, vlämischer Fischer.

Dir, mein lieber Hans, Kind der Meerwölfe, welche die Schiffe der Armada zerrissen, treue Seele, warmes Herz, dir widme ich diese Zeichnung in Erinnerung an die schönen Tage und herrlichen Nächte, die wir gemeinsamauf dieser Nordsee verbrachten, diesem Wundermeere, geschaffen für die Augen guter Maler, und mit keinem andern zu vergleichen. Fern von allen Menschen, die Orden und Blödsinn auszeichnen, fern von den glänzenden Gewalthabern und guldig Vergewaltigten, fern von Boulevards und Boulevardiers, von Pianos und Pianisten, Priestern und Pastoren aller Färbung und Artung — fern von all dem lebte ich

mit dir freien und fröhlichen Geistes im Lichte.

Hänge diese Zeichnung an die Wand deiner Hütte und lass sie ein Zeichen meiner Freundschaft für dich sein. Und an den langen Dezemberabenden, wenn der Südwest an deinem Dach zerrt, dann sag dir, dass ich im traurigen und schmutzigen Pariser Winter oft mit schmerzlicher Sehnsucht an unsern kleinen Schooner mit den gelbbraunen Segeln denke, an dein tüchtiges Wort, dein freies Lachen und an das Glück besonders, erlöst zu sein von den korrekten Menschen, diesen Menschen mit dem feinen Kunstverständnis, dieser Spezies Tier, die wir nie in unsern Netzen fingen, worin doch oft närrisches Zeug genug hängen blieb, die nicht den kleinsten Tropfen Schiedamer wert sind, von dem uns deine gute

und tapfere Frau grosse Gläser voll einschenkte. Küsse sie für mich auf ihre schönen frischen Backen. Glücklicher Mensch, der du bist, alter Kamerad!

(Mit dem Brief an Jean Vandryendonck)

Ich weiss nicht, mein Lieber, warum ich das Bedürfnis fühle, diesem meinen Brief an dich die Widmung an ‚meinen Matelot‘ voranzustellen, an Zeiten mich erinnernd, da wir miteinander die inneren Meere von Zeland durchfuhren, von Zud-Beveland nach Dordrecht, der Müllerstaat des guten Ruysdaël.

Doch, ich weiss warum! Weil in der Widmung mein ganzer Kummer liegt darüber, die blonden Küsten Flanderns und die silbrigen Dünen verlassen zu haben, in deren Falten die weinlaubumrankten roten

Dächer aufleuchten wie das purpurne Gesicht des alten Silen; und die Zitterpappeln und die grauen Ligustern, Hyppophai Ramnoides hätte Vater Bellyuck gesagt, mein alter verehrter Botanikprofessor. Hier bin ich also in der ‚granitnen Erde von Eichen bedeckt‘, schlug mein Wanderzelt auf am Guymarais, dem Meere Guy's! Vom breiten und schwarzen Teich aus — ein disqualifiziertes Stadttor! —, sehe ich die weissen Häubchen der Mädchen unter den Eichen verschwinden, in den verkreuzten Wegen, wo ehemals die alten Steinflinten „die Blauen“ niederknallten jenseits der Ligustern. Drunten über die grossen vom atlantischen Winde gebogenen Blutbuchen werden die Dächer von Fosse-Hinpant sichtbar, dem letzten Schlupfwinkel der Chouans in der normannischen Bre-

tagne. Am Horizont Saint-Malo, die schöne Kriegerin, ganz umgürtet von Türmen und Bastionen, wiegt sie sich auf dem Wasser, als tanzte sie eine marine Pyrrhike. Erinnerst mich an Châteaubriand, den Vielbewegten, und an Lamennais, der auch wie eine gepeitschte Klippe war „par les autans“.

Alles das ist schön! Dieses wundervolle Land spricht zu meinem Geiste, nicht zu meinem Herzen. Dieses Meer von so zartem Blau, das gar nichts von dem harten, trockenen Blau des Mittelmeeres hat, erfreut mein Auge, aber ich weiss, es hat mir nichts zu sagen, und weiss, dass die Sirenen der untergegangenen Stadt Aleth, die des Nachts auf den Wogen mit dem Blinklicht der alten Leuchttürme Reigen tanzen, nicht blond wie jene sind, die ich liebe, und deren entschlossene Brüste in der Nordsee die Woge

teilen wie die Schiffsschnäbel, in die Pierre Puget seine Göttinnen geschnitten hat. Ja, das Nordmeer, das von Island kommt, ist ein bisschen meine geliebte Mätresse. Komme ich hin, so mach ich die Naslöcher auf, um sie zu riechen, und ihre „dessous de bras“ sind pimentiert von Salz, Tang, Muscheln. Scheint mir, als habe sie mich schon als kleines Kind karessiert, und dass ich oft bei ihrem Singen einschlief, das klagend ist wie die Malaguennas Andalusiens. — Hier lässt mich alles kalt. Hier liebe ich nur zerebral. Das Grab Châteaubriands in Grand-Bé und der steinerne Châteaubriand von Herrn Millet am Kasinoplatz selber, von dem die Engländerinnen zu ihrem Begleiter sagen: „Oh! Will! really he looks quite a great genius!“ — alles das lässt mich höchst kalt. Und wollten doch als Kinder

„Natchez“ aus uns machen, nach der Lektüre von Atala. Aber, glaub mir, Châteaubriand, Lamennais und die Bücher Renans sind, so schön auch immer, nicht die Verzückung wert, in die uns der heroische Torso unserer flandrischen Schwestern bringt, deren flammiges Haar wie Feuer brennt zu Ehren der grossen Mutter Venus. Morgen schreib ich weiter, heute fall ich, wie ich merke, in die Literatur. —

XXXVIII.

1893

Trag das schnell zum Pincebourde zur Reproduktion für die Étude patronymique von Demolder, die es „schmücken“ soll. Ich weiss zwar nicht genau, wie das da etwas schmücken kann, aber Demolder hat mich darum gebeten, ohne mich ‚teurer Meister‘

zu nennen, und da konnte ich ihm nicht abschlagen.

Da, alter Genosse, ist der symbolische Vogel Strauss, der Steine verschlingt, *virtus durissima coquit*: die Tugend verdaut die härtesten Sachen. Ich hab ihn den harten Baudelaire streifen lassen, in der schönen Mitte meines Frontispice für die ‚Epaves‘, in den glücklichsten Zeiten, da wir jeden Abend von der Montagne de la Lune nach der Montagne aux Herbes potagères bummelten: Baudelaire, Glatigny, Malassis, Asselineau, Arthur Stevens und ich, und de omni re scibili et quibusdam aliis debattierten, dass uns die Puste ausging. Was schöne Erinnerungen, und was für einen schönen Vortrag hielt uns Baudelaire einmal des Morgens so um drei in der Nacht, um uns ein für allemal zu beweisen, dass

trotz allem, was dagegenspreche, Choderlos de Laclos doch mehr sei als Jules Clouet. O was Nächte! Und die blonden Vläminnen, die Baudelaire folgten, um sein Wort zu hören, wie die heiligen Frauen Jesus folgten, — wo sind sie, die Blonden? Wo ist sie, die dieschöne Heaulmière war? Wo sind die Belles d'antan? Begraben wie die Erinnerungen. Und bring das schnell zum Pincebourde, der nicht tot ist, sondern schamlos lebt.

XXXIX.

1894

Ich habe eine Zeichnung mit dieser Devise des heiligen Hieronymus gemacht: *Tota mulier in utero*. Die Zeichnung ist noch viel mehr schlechter Kitsch als meine Devise. Bougereau wird mich noch zu seinen Universalerberben machen. Ich wende mich zum

Prix de Pome. Ich werde diabetisch. Ich muss das untersuchen.

XL.

1893

Vergangenen Abend war ich im Oeuvre. Man spielte ein von Maeterlinck inspiriertes Stück, der, wie es scheint, Schule macht. Alles das ist, dünkt mich, sehr herzbrechend. Ich bin aber sicher mehr für

Marie trempe ton pain

Dans le vin.

Man hat gepfiffen, man hat geklatscht: es gab für alle Geschmäcker. Scheint, die russische Allianz hat uns diese Ibsenerien und Dostojewskiaden gebracht. In Bergen und Christiania ganz gut. Ich hab' da solche Sachen spielen sehen vor einem Parterre von Frauen mit brackigem Haar, Wasser-

augen und Busen vom Jenseits, wo es die Robbe und den Seeengel giebt. Geht nach da droben! Aber bei uns, wo keiner der Zuschauer eine Sensation davon spürt und nur daran denkt, wann das Stück aus ist, um ins Moulin-Rouge zu gehen, und vor einem Parterre von zweihundert kleinen Frauen mit in die Höhe stehenden Näschen und ebensolchen Brüstchen — das ist ein Unsinn.

XLI.

1894

Ich habe Demolder für seine patronymische Studie einige Devisen zu reproduzieren versprochen, die ich ehemals für Werke machte zur Freude der an dem grossen Schopenhauer und dem sehr unbetastbaren Bourgettraurig gewordenen Augen und

Seelen. Herr Bourget, der immer so gut in Hosen ist, dass das Gegenteil niemals — Wassind doch die englischen Schneider für Wächter der menschlichen Scham! Barbey hat dem Bourget das Geheimnis anvertraut, dass ihn die semitischen Damen, „den unerschütterlichen Autor“ nennen — seit seiner Pubertät.

XLII.

1897

. . . Die jungen Dichter, die guten Kinder, legen goldene Aureolen um die Köpfe der lieben kleinen Fräulein, was die dann sehr beim Frisieren geniert. Aber wir haben das alle gemacht! Haben wir doch die kleinen Gänschen damit geödet, dass wir von ihnen verlangten, sie sollen uns ganz grosse Dinge verrichten lassen! Wir hätten sie lieber bei

den Brüstchen nehmen sollen als bei den Gefühlen, runder wäre das auch gewesen. Der junge Dumas hat die wahre Formel für diese moralischen Krankheiten erfunden, die unsere Generation bedrückt und geschwächt haben: ‚die Frauen inspirieren grosse Dinge und hindern uns, sie auszuführen.‘ Die erste Qualität einer Frau ist die Güte. Die Güte kann schöne Hüften haben, Gott hat sie selber so geschaffen. Diese gesunden Aphorismen sollten in goldenen Lettern bei allen Künstlern glänzen, und was sie schaffen, wird sich besser dabei befinden. Flaubert hat diese Education sentimentale geschrieben und beschrieben. Er hat auch Briefe an ein Frauenzimmer hinterlassen, das damit blödsinnig protzte. Er hatte dafür nur die eine Entschädigung, dass nämlich die Dame ein hübsches und

leichtes Bein besass, und dass sie alle bis in die Schwarzbeize hinein betrog, die ihr schöne Literatur machten, — wie das auch so kommen muss.

XLIII.

1895

... Ich habe einen Horror vor aller Popularität, und die Küsse der grossen Fama, die den Lippen der ‚Ohnètes Gens‘ so süß sind, verursachen mir Ekel.

Meine Kunst ist nicht, existiert nicht. Ich sehe da nichts sonst als eine leichte Geistreicheit und diese Art Kunst geht mir gegen den Strich. Ich liebe meine Obskurität. Ich stelle nicht aus, um mich nicht einer ehrenden Erwähnung durch Herren auszusetzen, die oft nicht genug Ehre für ihre ganz persönlichen Angelegenheiten haben, und

weil ich niemandem das Recht zugestehe, mich zu „ehren“, welche Anerkennung mir die äusserste Erniedrigung erscheint. Ich weiss nicht, ob ich etwas mache, das mir gefällt; und was das Gefallen der andern betrifft, ist es mir so gleichgültig wie die Handschuhe vom letzten Jahr. Ich befinde mich, kommt mir vor, in dem Falle jener Frauen, die von Dämonen mit merkwürdigen Wesengeschwängert wurden, Wesen, erschreckend, vielleicht auch nur wasserköpfig, die aber nicht auf dem normalen Weg zur Welt kommen können. Müsste ich mir aber wie ein Japaner den Bauch aufschlitzen, dieser Gedanke muss aus mir heraus ans Leben, und diese Welt, die sich von den heterogensten Rassen mit Blut versehen, in mir regt, muss ans Licht. Und wenn es auch nichts weiter als eine Maus

ist — es wird nicht jedermanns Maus sein: non hic mus omnium, wie wir zu einer Zeit sagten, da ich in Sprachen, nicht tote, aber sterbende, verliert, für meine Freunde den liebenswürdigen Bischof Sidonius Apollinaris übersetzte. Ich habe nur eine Qualität: ein vom Publikum verachtetes Ideal, und manche meiner Blätter sind nichts sonst als der Versuch, meinen Hintern auf das Gesichtsniveau des Publikums zu bringen. „Und als man ihn fragte, weshalb er sich um eine Kunst mühe, die kaum einer kenne, sagte er: j'en ai besoin de peu, j'en ai besoin d'un, j'en ai besoin de pas un.“ Das ist von Montaigne. Und wenn's zufällig passiert, dass ich mir was einbilde, dann sehe ich mir die Melancholie, oder Ritter Tod und Teufel, das Hundertguldenblatt oder den alten Höllenbrenghelan und fühle

sofort, wie affenhaft und gering unsere Kunst ist. Aber im Grunde: das ist alles nicht das Lied der Lerche im frühen Morgen wert oder die weissen Blütensträusse, die die verliebten Schneeballranken an mein Fenstersims werfen.

XLIV.

1890

„... To-zol-mi-va-to! singe se, mei gleiner Freind, singe se wie ich.“ Und ich sehe noch die zwei grossen Finger, rot und rund wie Frankfurter Würste auf die Tischkante den Takt schlagen. Woher kam dieser Vater Büch, der mir in Namur in Wallonien diese sonderbaren Solfeggiostunden gab, so gegen das Jahr 1850? Das ist eine ganze Geschichte! Er war Klarinettist in einem sächsischen Infanterieregiment ge-

wesen. Nach Waterloo kam sein Regiment eines Abends nach Namur und verblieb da die Nacht. Der Logiszettel brachte Karl Ludwig Büch in das Haus eines Bäckers, der ein sehr hübsches Mädchen hatte. Karl Ludwig war blond wie eine Pastinake, hatte ein gutes Gehör und ein empfindsames Herz; die Walloninnen haben nicht nur eine Teufelsschönheit, sondern auch eine Teufelsmalice — kurz, am nächsten Morgen war Karl Ludwig Büch verliebt „auf Läbe und Tod“. Wurde er aus Liebe Deserteur? Erwartete er seinen Abschied? Dieser Punkt der Geschichte wird ewig im Dunkel bleiben, denn der Vater Büch war darüber still wie das Grab. Fest steht, dass am 3. September 1815 Karl Ludwig Büch Marie Wilmart, das schöne Bäcker mädchen von der Rue des Fossés-Fleuris, heiratete, die

Taler hatte wie alle hübschen Bäckerinnen zu der Zeit, und alles übrige noch, was nötig ist, um einen sächsischen Klarinetten zu erfreuen; denn 1848, als ich in Septima war, das heisst dreiunddreissig Jahre nach dieser Hochzeit, besass Mutter Büch noch immer recht liebwerte Reize und brachte mit ihrem Vorbau Verwirrung in die beiden Abteilungen des Kollegs Notre Dame de la Paix, woselbst ich den Epitome historiae sacrae des Pater Lhomond übersetzte. Büch hatte wie alle Deutschen die wahre Musikerseele. Einmal wöchentlich kam er des Abends zu uns mit einem andern Deutschen, dervon Gelroth hiess, in Namur aus gleichen amourösen und matriomanischen Gründen hängen geblieben war und wie Vater Büch alle Instrumente spielte. Die Soirée war recht einfach: man zog drei Flaschen altes

Namurer Bier auf, „del vic Keute“ — Büch schraubte seine Klarinette, von Gelroth seine Flöte zusammen, mein Vater setzte sich ans Pianoforte, und man spielte den damals recht vergessenen Bach und zur Erholung Sonaten von Steibelt. Wer der Steibelt war? Keine Ahnung, aber damals muss er einer gewesen sein, denn alle seine Musikhefte hatten sein Stahlstichporträt von Amoretten umgeben, Porträte, wie sie die Musikverleger heut nicht mehr stechen lassen. Währenddem, schon der Zeichnerei ergeben, blätterte ich beim Schein einer kleinen Funsel und platt auf dem Bauch in einem dicken Buche voll mit Bildern: die Fabeln von Jakob Kats. Und blätterte recht leise um, damit ich die Musikanten nicht störe. Nach geendigten Trios machte mein Vater das berühmte Terpo-

dion auf — das einzige in der ganzen Stadt Namur — und spielte darauf bis um Elf, nie länger, während ich über dem alten Jacob Kats schlief, meine Träume gewiegt von dem melancholischen und eindringlichen Klang des alten Instrumentes. Das Terpodion war meine Leidenschaft! Warum man wohl dieses wundervolle Instrument vergessen hat, das sang wie eine Orgel und den Charme und die verschleierte Stimme einer Hautbois hatte und das durch nichts ersetzt wurde?

Armer Vater Büch! Ich sehe ihn noch im Theaterorchester, wie er auf seinen Einsatz wartet. Ich zeichnete ihn so einmal in der ‚Weissen Dame‘. In seinem bescheidenlich neben sich auf den Boden gestellten Hut hatte er immer sein grosses kariertes Schnupftuch und Blumen für seine Toch-

ter. Während er auf den Einsatz wartete, komponierte er an seiner Oper ‚Das hübsche Mädchen von Namur‘, als Pentant zum ‚hübschen Mädchen von Perth‘ — vielleicht in Erinnerung an die rosige und frische Jugend von Mama Büch.

Trotz seiner Entmutigung über meine mangelnden Fortschritte im Bertini widmete er mir eine seiner Kompositionen, die ich bewahre: La Première Communion

du

Jeune Monsieur Félicien Rops

Grand Galop brillant

par

Son Maitre Charles-Louis Büch

Professor

de Basson et Clarinette à L'Ecole Municipale

de

La Ville de Namur.

Und wenn er mir in den Pausen der Lektionen von Erfurt, seiner Geburtsstadt sprach, füllten sich seine grünen Augen mit dicken Tränen: „Erfurt! Erfurt! Eine schöne Stadt! Eine Stadt mit eener Gadredale mit eenem Gupferdache!“

Armer Vater Büch! Wenn ich nach Namur komme, trinke ich ein Pint alte Keute auf deine Gesundheit drüben — wenn man sie noch braut, denn alle guten Sachen hören auf. Und wenn ich ins Faubourg Saint-Gervais komme, geh ich in den kleinen Friedhof, wo du ruhig schläfst und von den Arien des „Scheenen Mädchens von Namur“ träumst, und leg dir Skabiosen und Klee aufs Grab. . .

... Ich hasse alle Lauheit. Wer heiss ist, der soll und muss mit einem Schlag kalt werden, wie von einer Kugel durchschossen. Das Alter durchlöchert so, aber Alter und Tod sollen eins sein. Man muss seinen schönen Wahnsinn bewahren. — Da ziehen ein paar Freunde des Morgens aus; ihr Singen steigt in die Luft, alle haben Lachen auf den Lippen und Leichtigkeit in den Augen. Es ist Mittag: man singt noch, aber es fliegt nicht mehr so in die Luft, denn die brennende Sonne macht hängende Köpfe, und ein paar singen überhaupt nicht mehr. Der Abend ist da, nichts mehr... Schweigen. Die ermüdeten Freunde schleichen so hin, einer singt noch in die Dämmerung, feiert sie, wie er das Mit-

tagslicht gefeiert hat und die Morgenfrische, und wie er noch von den Süßigkeiten der blauen Nächte sprechen wird: die Freunde zucken die Achseln und die verspäteten Passanten halten ihn für einen Betrunkenen. Ich werde der Betrunkene sein. Ich will, dass der Tod, wenn er mich anrührt, mir den Kopf platzen macht — wie ein Straussei, das man von der Höhe der Notre-Dame hinunter schmeisst.

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN UND HERAUSGEBEN
VON FRANZ BLEI. GEDRUCKT BEI MÄNICKE UND JAHN
IN RUDOLSTADT FÜR GEORG MÜLLER VERLAG IN MÜN-
CHEN IN ACHTHUNDERT NUMERIERTEN EXEMPLAREN

400

27-88275

POSADA
art - books
Rue de la Madeleine 29
1000 Brussels

GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00135 3420

